

Psychiatriealltag Das Museum im Lagerhaus St. Gallen zeigt psychiatrische Kliniken als Schaffensort. Die Frage nach dem Verhältnis von Patient\*in und Klinik stellt sich hier in der Kunst – aber auch in der Psychiatrie.



Willi Keller hat den Moment vor einem Besuch des Regierungsrats eingefangen (links). Rechts: «Andy» von Roland Schneider.



## «Wer bin ich, der Bilder schießt?»

Roland Schneider und Willi Keller sind beide Fotografen, und die Klinik ist ihr Alltag. Für den einen als Patient, für den anderen als Pfleger.

TEXT DIANA FREI

«Wer bin ich, der hier inmitten dieser Menschen steht und Bilder schießt? – Als was stehe ich hier? Als Irrer, so wie sie? Als Besucher, der jederzeit aus eigenem Willen diesen Ort hier wieder verlassen könnte?» Im Sommer 1987 erlebte der Industriefotograf Roland Schneider eine schwere persönliche Krise, die ihn in die Kantonale Psychiatrische Klinik Solothurn führte. Er war nun Patient, der sich sein neues Umfeld als Fotograf aneignete.

Auf den Fotos sehen wir das Gesicht eines Mannes, der, ganz nah an der Linse, zwischen seinen Fingern hindurch in die Kamera blickt. Oder einen Mann im Anzug, aber mit zur Hälfte abgeschnittenem Kopf, die letzte Zigarette vor der Entlassung im Mund: wie ein Still aus einem französischen Gangsterfilm.

«In der Industriefotografie war es Schneider immer wichtig, das Verhältnis von Arbeiter\*innen und Industrie zu zeigen. In der Klinik entspricht das dem Verhältnis Patient\*in und Klinik», sagt Monika Jagfeld, die Direktorin des Museum im Lagerhaus. Schneider beginnt zudem, die Klinik zu einem Ort der Kreativität umzudeuten. Sein Zimmer wird zum Atelier. «Uns als Kunstmuseum interessiert, wie der Mensch auf diese Lebenssituation An-

stalt reagiert, wenn er kreativ tätig wird», sagt Jagfeld. «Welche Möglichkeiten stehen zur Verfügung, und welche Themen werden da wichtig?»

Nebst den Fotos aus dem Psychiatriealltag zeigt das Museum Werke aus dem Living Museum Wil. Diese Dialogausstellung («Tagträume») knüpft bei dem an, was Schneider von sich aus tat: Patient\*innen reagieren mittels Kunst auf ihre Situation.

Auch Willi Keller kannte den Klinikalltag gut, aus einer anderen Perspektive: Der ausgebildete Fotograf war von 1963 bis 1972 Psychiatriepfleger in der Klinik Burghölzli in Zürich. 1970 bekam er von der Klinik den Auftrag, den Klinikalltag zu dokumentieren. Auf den Bildern sind Menschen auf Stühlen zu sehen, zusammengekrümmt, aber stets im Anzug. Andere Szenen zeigen den Hof, wo viel geraucht wird. Und immer wieder die beengten, kargen Innenräume. Es sind Bilder aus der Verwahrspsychiatrie, das Gebäude gleicht einem Hochsicherheitstrakt. Keller und einige Ärzt\*innen, Ergotherapeut\*innen und Pflegepersonal gründeten eine Basisgruppe, die Veränderungen anstrebte. Sie machten sich in Italien ein Bild von Franco Basaglias Ansätzen, einem Pionier

# Gesunden statt Aushalten

Immer noch werden die Ressourcen der Patient\*innen in der Psychiatrie zu wenig beachtet.

Psychiatrische Kliniken entstanden in der Schweiz ab Mitte des 19. Jahrhunderts als sogenannte Irrenanstalten oder Heil- und Pflegeanstalten. Die Menschen wurden geografisch dezentral, am Rand der Stadt, zur reinen Verwahrung weggesperrt, was auch signalisierte: Wer eine psychische Erkrankung hatte, lebte ausserhalb der Gesellschaft. Die Verwahrrpsychiatrie ging mit geschlossenen Stationen, vergitterten Fenstern und fehlender Beschäftigung für die Patient\*innen einher.

Als Gegenbewegung entwickelte sich zwischen 1955 und 1975 die antipsychiatrische Bewegung. Sie kritisierte konkrete Methoden, wie etwa Zwangsmassnahmen, wandte sich aber gleichzeitig als politische und soziale Bewegung grundsätzlich gegen die Psychiatrie als «totale Institution», in der Ärzt\*innen in einem Machtverhältnis über Patient\*innen bestimmten. Eine zentrale Figur war der italienische Psychiater Franco Basaglia, der auf die katastrophalen Zustände in den Anstalten hinwies und 1978 in Italien deren Schliessung erwirkte. Ziel war die ambulante Behandlung psychisch kranker Menschen und damit ihre Rückführung in die Gesellschaft.

Die Entwicklung führte 1978 auch zur Gründung der Schweizer Stiftung Pro Mente Sana, die sich heute für das Recovery- und Peer-Konzept starkmacht. Dabei geben «Peers» – selbst betroffene Menschen – ihr Erfahrungswissen an andere Betroffene in ähnlichen Situationen weiter. Beim Recovery-Gedanken stehen der Mensch, seine Ressourcen und sein soziales Umfeld im Zentrum. «Das hat auch eine politische Dimension. Es geht um Selbstvertretung und Selbstbestimmung», sagt Pro-Mente-Sana Mitarbeiterin Rebeka Eckstein Kovács, die Psychiatrie-Erfahrung auch als Patientin hat.

Die Veränderungen gehen in der Schweiz schrittweise voran. Ein Schritt war 2013 das neue Kindes- und Erwachsenenschutzrecht, das explizit die Würde schutzbedürftiger Menschen und das Selbstbestimmungsrecht gewährleisten soll. Während in Ländern wie Neuseeland, Australien und Grossbritannien mit nationalen Programmen und finanziellen Anreizen die Umsetzung von Recovery-Konzepten gefördert wurde, sind in der Schweiz laut Caroline Gurtner von Pro Mente Sana die komplizierten Tarifsysteme und Vergütungsmodelle im Gesundheitswesen hinderlich bei der Einführung von ressourcenorientierten Ansätzen. Politische Vorstösse wie Finanzierungsanreize für Firmen, die Menschen mit psychischer Beeinträchtigung einstellen, waren bislang nicht erfolgreich. **DIF**



FOTOS: WILLI KELLER · HISTORISCHES MUSEUM OLTEN

der antipsychiatrischen Bewegung. «Im Vergleich merkten wir erst, wie konservativ die Psychiatrie bei uns war», sagt Keller heute. «Anfangs hatten wir noch Therapien wie den Insulinschock oder Schlafkuren. Beides ist gefährlich und kann auch tödlich enden. Neuroleptika verteilte man grosszügig in extrem hohen Dosen. Man machte die Leute schläfrig.»

Immerhin wurden um das Jahr 1964 bereits Ergotherapien eingerichtet. 1971 wurde Keller für ein Jahr als Leiter der Intensivtherapie eingesetzt. Er malte und bastelte mit den Patient\*innen. «Das war hochspannend. Am Morgen haben wir zusammen gearbeitet. Am Nachmittag gingen wir fast immer hinaus in die Stadt, ins Kino oder Kunsthause – oder Stoff kaufen im Globus. Da habe ich erlebt, wie die Patient\*innen wach wurden und mitmachten.» 1967/68 wurden die Mauern um die Klinik im Zuge der Antipsychiatrie eingerissen, ab 1970 baute Ambros Uchtenhagen den Sozialpsychiatrischen Dienst auf, ein Netzwerk aus ambulanter, teilstationärer und stationärer Versorgung.

Vor Ort blieb es vorerst dennoch eng. 1971 brach an einem frühen Morgen ein Brand aus, es erstickten 28 Menschen. Die Feuerwehr konnte die eingesperrten Menschen wegen verschlossener Türen und vergitterter Fenster nicht rechtzeitig erreichen.

---

«Durch die Linse – Fotografien aus dem Psychiatriealltag» und Dialogausstellung «Living Museum Wil – Tagträume», Di bis Fr, 14 bis 18 Uhr, Sa/So 12 bis 17 Uhr, bis am So, 11. Juli, Museum im Lagerhaus, Davidstrasse 44, St. Gallen.  
[www.museumimlagerhaus.ch](http://www.museumimlagerhaus.ch)